

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bußmann, Nina

Der Mantel der Erde ist heiß und teilweise geschmolzen

Roman

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-42580-0

SV

Nina Bußmann

Der Mantel der Erde ist heiß
und teilweise geschmolzen

Roman

Suhrkamp

Die Autorin dankt dem Herrenhaus Edenkoben, dem Deutschen Literaturfonds und dem Land Berlin, die die Arbeit an diesem Roman mit Stipendien unterstützt haben.

Erste Auflage 2017

© Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung

elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt

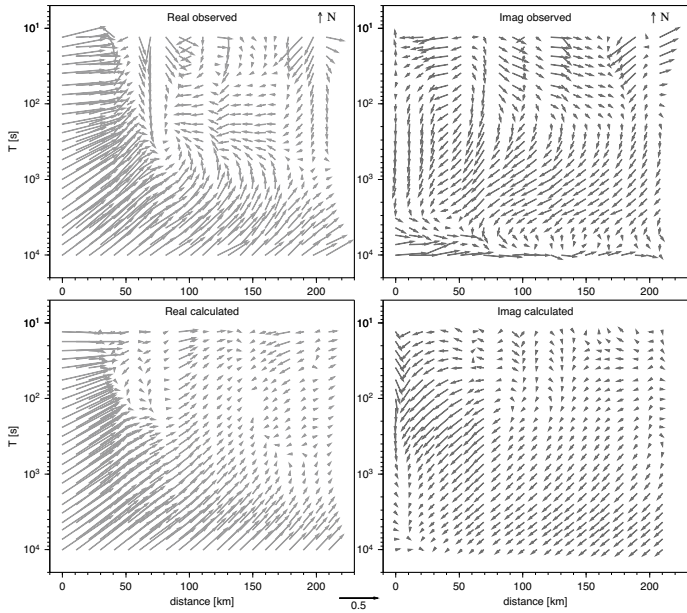
oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42580-0

Der Mantel der Erde ist heiß
und teilweise geschmolzen



Hafen der Köpfe

In der Karibik verschwindet es sich leicht. Die Liste der Vorfälle ist lang, sie geht zurück bis zu den Aufzeichnungen der Spanier, und die Spanier führten gewissenhaft Buch, wenn sie von Panama, von Mexiko und Kolumbien zurück in die Alte Welt wollten. Immerhin hatten sie ihre Schatzgaleeren beladen mit Tonnen von Silber und Tonnen von Gold. Hölzerne Fregatten, von Orkanen zerdrückt oder in den Flauten der Rossbreiten gefangen wie im Packeis, die Menschen an Bord außerstande, sich frei zu rudern.

Kurz nach dem Ende der Sezessionskriege begannen die Berichte und Gerüchte sich zu häufen, Berichte von spurlos verschwundenen oder von Mann und Maus verlassenen Schiffen wie der französischen Rosalie: 1840, Ziel: Havanna. Sie wurde menschenleer geborgen, mit gesetzten Segeln, voller Ladung, kein totes oder lebendiges Wesen an Bord bis auf den Kanari in seinem Käfig.

1918 ging die USS Cyclops mit 309 Personen und einer Ladung Manganerz an Bord verloren. Nicht auszuschließen, dass sie auf einen Zerstörer getroffen war. Oder die Besatzung gemeutert hatte gegen den deutschstämmigen Kapitän, der in langer Unterwäsche und Zylinder auf der Kommandobrücke stand und Gedichte deklamierte.

1944 wurde bei Key Largo die Rubicon aus Kuba angetrieben, leer, bis auf einen halbverhungerten Hund, was ungewöhnlich ist. Keine Mannschaft verlässt ohne Maskottchen ihr Schiff.

Am 4. Januar 2008 startete eine Maschine mit vierzehn Passagieren an Bord von Caracas zum Atoll Los Roques

und kam niemals an. Kein Fehler wurde gemeldet, kein Absturz beobachtet, nur die Leiche des Co-Piloten gefunden. Die Suche war schon aufgegeben, als die Tasche eines italienischen Touristen angeschwemmt wurde, Hunderte von Seemeilen nördlich der mutmaßlichen Absturzstelle. Marineoffiziere auf Landgang fischten sie heraus, eine große bunt bedruckte Sporttasche einer teuren Marke mit dem Anhänger der Fluggesellschaft, seinem Schnorchel und seiner Tauchermaske. Sonst fand sich nichts, kein Wrackteil, keine Sitzpolster oder Tragflächentrümmer, nicht in den Palmsümpfen des Küstenschwemmlands, nicht am Meeresgrund.

Exakt fünf Jahre später, am 3. Januar 2013 kommt auf derselben Strecke der Privatjet eines italienischen Modeschöpfers abhanden, auf dem Weg vom Tauchparadies in die Hauptstadt, fünf Insassen, keine Spur. Die Familie ist außer sich. Die staatlichen Behörden halten einen Absturz für wahrscheinlich. Aber das Wetter an dem Tag war ausgezeichnet, der Himmel klar. Der Bruder des Modeschöpfers reist zwischen Rom und Caracas hin und her, präsentiert seine Kollektionen in Europa, überwacht die Suche in Süd- und Mittelamerika, zu Wasser und zu Land. Ich werde nicht aufgeben, sagt der Sohn des Verschwundenen, ehe ich nicht den Körper meines Vaters finde. Die italienische Presse und der britische *Guardian* werfen die Frage nach einem Fluch über der Zone auf. In den Foren der Esoteriker, Verschwörungstheoretiker wurden die Möglichkeiten differenzierter besprochen: ein Zeitloch oder -wirbel, ein Bann über dem Gebiet, wie es mehrere auf der Erde geben soll, in berechenbaren Abständen über die Ozeane verteilt, das Bermudadreieck, die Sargassosee, das Teufelsmeer.

Solche Geschichten liebte Nelly, sie liebte Rätsel und Geheimnisse und die Welt, in der sie spielten. Privathelikopter und Modezaren, Freibeuter und das klare Wasser der Karibik. Ich habe sie nie nach den Gründen für ihre Begeisterung gefragt. Ich weiß aber noch, wie ungewöhnlich still sie wurde, wenn ich so etwas erzählte, eher nebenher erwähnte, was ich in einer im Zug gefundenen Zeitschrift, im Wartezimmer beim Arzt, beim Herumtrödeln im Netz gelesen hatte. Sie hörte genau zu und stellte Fragen zu Details, zu Dingen, auf die ich weder beim Lesen noch beim Erzählen geachtet hatte. Während ich solche Geschichten hinnahm, mich bei ihnen erholte, sie manchmal schon beim Lesen wieder vergaß, wollte Nelly ihnen auf den Grund gehen. Vagheiten und Zweideutigkeiten hielt sie überhaupt nicht aus, sie konnte wie ein Kind sein, alles wollte sie erklärt haben.

Hunde, Hitze, auffliegende Papierfetzen. Die Uniformen der trommelnden Kinder, in ihren scharf gebügelten Hosen aufgestellt vor dem flachbedachten Schulgebäude auf den Rissen und Wülsten des aufgeplatzten Asphalts, in Reih und Glied vor der Lehrerin mit dem Dirigentenstab. Jeden Tag, wenn Nelly an der Schulmauer mit dem aufgesetzten, von Bromeliennestern bewachsenen Maschendrahtzaun vorbeispazierte, übten die Kinder ihre Märsche. Gegenüber der Kathedrale und dem abgesperrten Parque Rubén Darío mit den schreienden Vögeln, der zuckerfarbenen Rotunde, den bis zur Brust eingehegten Märtyrerdenkmälern am Rand. Statt mit zum Himmel gereckter Faust vorwärts zu marschieren, standen die Statuen der Helden abwartend da. Einer hielt den Arm erhoben zum Locken oder zum Gruß; der andere, kleiner, breitstirnig, stand erstaunt oder erschöpft mit hängenden Armen in der schwarzblättrigen Vegetation, umstrickt von den hakenden Ranken der Krallentrompeten.

Von einem Hund hatte Nelly mir geschrieben in einem ihrer letzten Briefe, einer Hündin, um genau zu sein, einem schmalen wüstenfarbenen Tier mit ausgewrungenen dunklen Zitzen, das ihr tagelang gefolgt war bei ihren Gängen durch die Stadt. Es drückte sich wartend in den verwachsenen Straßengräben herum, wenn Nelly das Haus verließ, und wenn es einmal nicht lauerte, tauchte es spätestens nach wenigen Blocks auf, hatte Witterung aufgenommen oder ein Gerücht gehört und folgte ihr. Dicht entlang an den Fassaden der niedrigen Häuser,

wohin selbst mittags ein kurzgekappter Streifen Schatten fiel. Die Zitzen baumelten von ihrem fast kahlen Bauch im Trab, der Blick wich aus, aber zu verscheuchen war die Hündin nicht. Nicht mit heftigen Gebärden und nicht mit einem Stein. Seit Tagen, schrieb Nelly, folgte sie ihr, seit Nelly einem Kind auf der Straße ein Stück Gebäck abgekauft hatte, mehr aus Interesse an dem kleinen Mädchen als an seiner Ware. Ein trockenes klebriges Ding mit Hagelzucker, das sie nach wenigen Bissen loswerden wollte, heimlich in einen Graben fallen ließ, wo die Hündin es fand und mitsamt der Plastikfolie hinunterschlang. Selbst wenn einer kam und Nelly auf dem Motorrad mitnahm bis ans Meer, versuchte sie zu folgen, blieb erst weitab der Stadt beleidigt bellend stehen auf einem der stumpfen Hügel am Weg zum Strand.

Vor allem aber immer wieder: das Wetter. Man ließ sie nicht ins Feld, leere lange Nachmittage verbrachte sie im Haus. An den Vormittagen, bevor der Regen einsetzte, stromerte sie in dem dösenden Städtchen herum, bis die unter dem Kalkhimmel gestockte Schwüle Risse bekam, ein vom Meer kommender Wind in die nackten Straßen fuhr, alles rannte sich retten vor der im nächsten Moment niedergehenden Flut. Im Fernsehen sah sie zusammen mit ihrer Vermieterin Berichte über verlorene Fischkutter, Aufnahmen des erodierten Geländes an den Ufern der Laguna von Tipitapa an. Kleinbäuerinnen zeigten ihre verdorrten Grundstücke, kaum vierzig Kilometer entfernt von den zu Sturzbächen geschwellenen Abwasserrinnensalen vor ihrer eigenen Haustür, milchteebraunen Flüssen, die alles, was sich an ihren Rändern angesammelt hatte, talwärts schwemmt. Gerippe ausgesaugter Orangen,

Maschinenteile, aufgeplatzte Basketbälle, die Plastiktüten in den Asthaken ausgerissenen Gestrüpps, auch Menschen waren schon ertrunken, die Fundamente ungünstig befestigter Häuser aus dem Boden gedrückt und weggespült worden. Unter den Dachvorsprüngen der stabileren Bauten hing die Wäsche für Tage, nahm, anstatt zu trocknen, den Geruch eines alten kranken Tiers an. Meteorologen mutmaßten, El Niño kündige sich an, eine Klimaanomalie, die alle zwei bis sieben Jahre die oberen Wasserschichten des Ostpazifiks, den kalten Humboldtstrom erwärmte, die Wettermuster auf drei Vierteln des Erdballs durcheinanderbrachte, aber das war es diesmal nicht. Die Regenfälle des tropischen Winters hatten zu früh eingesetzt und zu heftig, nichts weiter. Scherwinde strichen über den tropischen Atlantik und den Golf von Tehuantepec. Die Westküsten Amerikas wurden von Dürren, orkanartigen Stürmen, Überschwemmungen heimgesucht. Am Isthmus von Zentralamerika, im Süden Nicaraguas, wo Nelly mit ihrer Forschungsgruppe wochenlang festsaß, geschah alles nebeneinander.

Seit Jahren hatte Nellys Arbeit sie in die gottverlassensten Gegenden geführt, früher hatte sie die Sehnsucht und Langeweile mit ihren Kollegen vertrieben, gewürfelt, gewettet und Karten gespielt. Wenn überhaupt etwas, hatte sie von ihren Reisen Bilder geschickt. Wahllos und fahrig zusammengestellte Aufnahmen von Kraterseen, Pferdekarren, Stadtansichten, von Hotelfenstern aus fotografiert, aus den Geländewagen heraus, in denen man sie und ihre Kollegen ins Feld fuhr. Mit einer Ortsbezeichnung versehen stellte sie die Fotografien ins Netz, verschickte sie an lange offene Listen, mit gutgelaunten Grüßen

und Bildunterschriften. Ich las sie in dem Büro, das ich damals mit zwei anderen Doktoranden teilte, im zwanzigsten Stock eines Punkthochhauses aus Stahlbeton, ein dünnwandiger Inkubator nah an der Sonne. Wir saßen mit den Rücken zueinander, in den Ohren schwitzendes Wachs. Ich betrachtete Nellys Bilder und zeigte sie herum. Mit einem Anflug schlechten Gewissens zeigte ich sie Boris, Felix, den Hilfskräften, der Sekretärin an unserem Institut. Palmen, Strände, Schluchten. Nelly. Vor Palmen, Stränden, Schluchten, inmitten einer barfüßigen Kinderschar. Arm in Arm mit einem Mann, beide ganz in Weiß, mit Sonnenbrille und Schirmmütze, auf dem Dach eines aus einer Dunstglocke herausragenden Hotels. An Bord eines Motorboots, das durch das blaue strudelnde Meer pflügte. Vor auffliegenden Pelikanen an einem von Wind und Salz gepeitschten Strand. Auf dem Rücksitz einer mit dem Logo und dem Slogan eines spanischen Mobilfunkanbieters bemalten Pferdekutsche. Das glattgescheuerte Fell der Kutschpferde, ihre Rippen unter den Strängen und Riemen des Geschirrs, die mit Kandare und Scheuklappen maskierten Gesichter, Schaum am Gebiss. Nelly und neben ihr ein Mann, der lächelte wie Belmondo in *Der Teufel mit der weißen Weste*, betrübt und spöttisch zugleich bei der Frage: Und wovor hast du Angst? Dass was nicht klappt, oder vor dem Leben mit mir? Die Pferde standen mit angelegten Ohren auf dem glühenden Asphalt.

Kurz vor dem Ende ihrer Nicaragua-Expedition fing sie an mit dem Verschicken von Pamphleten, Aufrufen und Manifesten, Informationen über Protestbewegungen, Essays zur Theologie der Befreiung, manchmal auch bloß einem esoterischen Spruch. Später erfuhr ich von einer

ihrer ehemaligen Assistentinnen, dass sie nach kurzer Zeit aus dem Mitarbeiterverteiler entfernt worden war. Auch ich war bald genervt, wenn ich morgens drei oder mehr Nachrichten von ihr in meinem Posteingang fand. Ich konnte keine Empörung aufbringen damals, ich wollte mich nicht interessieren müssen. Bilder von Straßenblockaden, lose stehenden Protestgruppen gegenüber behelmtten Polizisten hinter spiegelnden Plexiglasschildern. Demonstrierende mit ausladenden Sonnenschirmen über dem schön gekämmten Haar. Das Vaterland verkauft man nicht, las ich auf ihren Spruchbändern, vor brennenden Blockaden sah ich einen hinstürzenden Menschen, las dazu Nellys Äußerungen hellster Aufregung, als wäre so was noch nie geschehen. Sie hatte sich so was bislang einfach noch nicht angeschaut. Sie interessierte sich für die Ursache der Erscheinungen und ihre gegenseitige Verknüpfung. Die Zusammensetzung der Erdkruste, Vorgänge an der Plattengrenze, den Austausch von Fluiden in der Subduktionszone im Pazifik vor der Küste Mittelamerikas. Ihr letztes Projekt: die Suche nach Wasseradern im Innern der Krustenplatte, Beschaffung der Daten für ein möglichst genaues Abbild des Erdmagnetfelds in einem winzigen gewählten Ausschnitt. Ob sie damit jemandem half und wem, ob sie sich überhaupt fürs Helfen interessierte, wusste ich nicht, ich glaube nicht, dass sie sich über ihre Motive viele Gedanken gemacht hatte, sie wäre kaum dazu gekommen.

Fast alles, was ich über sie und ihre Arbeit weiß, habe ich mir anlesen oder von anderen erzählen lassen müssen. Untersuchungen an den Rockschoßen der Vulkane, in schwammfeuchten Nebelwäldern, am Grund der Tiefsee:

So aufregend ist es nicht, wie es klingt, sagte sie, warum eigentlich willst du das so genau wissen? – Weil ich es mir vorstellen will. Sie zuckte mit den Schultern. Ich sah, wie unangenehm ihr das war.

Immer war sie, wenn sie über sich und ihre Arbeit sprach, um einen möglichst wurstigen Ton bemüht. Als wäre Ehrgeiz eine zu kaschierende Problemzone, als wäre ihre Forschung etwas, das sie neben allem möglichen anderen zufällig eben auch noch machte. Anders als in den Filmaufnahmen ihrer Vorträge, die ich mir nach ihrem Verschwinden angesehen habe, viele von ihnen mehrmals. In diesen Aufnahmen legt sie eine manische Begeisterung für ihren Gegenstand an den Tag. Sie steht im Licht eines Videoprojektors, der eine Karte mit den Anomalien der Erdkruste an die Leinwand wirft, bunt wie auf den Schnittbildern der Neurowissenschaftler: die glühenden Adern der Plattenbrüche, die Wundherde der Hotspots, ausblutend in gelbe Höfe, abkühlende Farben in passiven Zonen, Azur, Preußischblau, Kobalt, Indigo, wo es ruhig ist. Sie steckt im bleistiftfarbenen Hosenanzug, wohl in der Hoffnung, darin erwachsener zu wirken, und zeigt eine Folie nach der anderen, es ist zu sehen, wie sie sich zusammennimmt, sich nicht dauernd mit der Hand ins Gesicht zu fassen, nicht alles, was sie je gelernt und herausgefunden hat, unterbringen zu wollen in einem einzigen ohne Punkt und Komma heruntergeratterten Satz. Sympathisch, freundlich, sachlich zu bleiben auch auf ablenkende, schon häufig gestellte, man muss leider sagen dumme Fragen:

Prophezeien können Menschen und Maschinen bis heute nicht. Geophysiker können Prozesse in Bebenherden verfolgen, Wellenamplituden aufzeichnen, Risiken

analysieren, Statistiken führen, aber den Zeitpunkt eines kommenden Bebens genau und verlässlich vorhersagen, das können sie nicht, wir betreiben Wissenschaft, keine Wahrsagerei.

Zu Beben kommt es, wenn sich eine im elastisch-spröden Bereich der Erdrinde aufgebaute Spannung plötzlich entlädt.

Ein Ereignis wird dann zur Katastrophe, wenn Mensch, Umwelt, Ressourcen derart geschädigt sind, dass die heimgesuchten Bezirke sich ohne äußere Hilfe nicht regenerieren können. Das Erdbeben von San Francisco 1989 oder die Stürme in Mitteleuropa 1990 gelten in diesem Sinn nicht als Katastrophen, das Beben von Managua 1972 mit seinen geschätzten sechs- bis elftausend Toten dagegen schon. Bis heute ist das Stadtzentrum nicht wieder aufgebaut, und das ist keine natürliche Katastrophe, das ist die Schuld des Menschen.

Beim Wort Katastrophe assoziieren wir stets Plötzliches, das uns aus heiterem Himmel trifft, eine in unvorstellbarer Geschwindigkeit heranbrausende Welle, eine Eruption, die auf einen Schlag alles niederreißt. Doch denken Sie an die Waldbrände im Norden Sibiriens, von ihnen wird wenig geredet, es lässt sich nicht sagen, wann sie angefangen haben, aufhören werden sie wohl nicht mehr, abgesehen davon gibt es nicht viel zu berichten. Sie schweben vor sich hin und lassen sich nicht löschen, die Flächen sind zu groß.

Hurrikan Mitch, 1998 in Mittelamerika, Tausende Tote, Obdachlose, Vermisste. Ein Vulkankrater barst auseinander, ganze Stadtviertel brachen von den Hängen, es wurde geplündert, Epidemien brachen aus. Typhus und Denguefieber, Konjunktivitis, Cholera. Es handelte sich um einen

Tropensturm der Kategorie 5, er erreichte eine Zuggeschwindigkeit von fast dreihundert Kilometern pro Stunde, doch zu diesem Zeitpunkt befand er sich weit draußen über dem Meer. Die Schäden an Land wurden nicht nur von Windgeschwindigkeiten verursacht, die Niederschläge hätten völlig ausgereicht. Es hat einfach zehn Tage nicht aufgehört zu regnen.

In der Natur gibt es keine Katastrophen, nur Phänomene und Prozesse von unterschiedlicher Dauer, Ausdehnung und Intensität. Sie können den Menschen schaden, sie können sie vernichten, wenn sie ihre Städte in den falschen Gegenden bauen: in tief gelegenen Küstenarealen, an aktiven Kontinenträndern, Transformstörungen, auf instabilem Grund.

Ja. Auch die sieben Plagen: zyklisch auftretende Abläufe in einem sich selbst regulierenden System.

Nein. Was wir machen, ist Grundlagenforschung.

Ich habe nie ganz gewusst, weshalb sie mir nicht zu schreiben aufhörte, noch Jahre nachdem wir zusammengewohnt hatten. Was heißt zusammen. Einander zugewiesen worden waren wir in dem Studentenwohnheim, ehe ich zu Freunden in die Stadt zog und Nelly ein Stipendium in Kalifornien, gleich danach eines auf Island bekam. Sie studierte Geophysik im ersten Semester, ich Soziologie im dritten. Beide hatten wir es eilig, fortzukommen. Alle, die damals etwas Besseres bekommen konnten, machten, dass sie fort kamen aus dem Waschbetonquader am Stadtrand. Aus den oberen Stockwerken stürzten die Bewohner sich in die Tiefe. Nelly kehrte aus La Jolla, Kalifornien, freiwillig dorthin zurück, aus Reykjavík und von einer Schiffs-Expedition zur Insel Tristan da Cunha, nach jedem ihrer

Auslandsaufenthalte bemühte sie sich wieder um ein Zimmer in diesem Selbstmordturm. Sie schien nicht zu leiden unter den beschmierten Fahrstühlen und innenliegenden Nasszellen, dem Foyer mit seinen Überwachungskameras über siebenhundert Briefschlitzen, nicht unter ihrem düsteren Zimmer im dritten Stock, das im Sommer ganz im Schatten des davor gepflanzten Wäldchens versank. In diesem Zwielight lebte sie bis zu ihrer Promotion. Noch während die Sanierungsarbeiten begannen. Der Lärm der Sandstrahler störte sie nicht, sie fühlte sich inmitten von Reizen, die sie nichts angingen, sogar ganz wohl. Konzentriert auf Kurven und Graphen, die über den Monitor ihres ThinkPads wuchsen. Mit zweiundzwanzig wurde sie in Seismologie promoviert, gleich darauf von einem Unternehmen übernommen, das in Nordnorwegen nach Erdöl und -gas suchte, wenig später fing sie bei einem anderen an, das Tantal und Columbit abbauen wollte in der Demokratischen Republik Kongo. Ich muss doch Geld verdienen, sagte sie später dazu nur, das muss doch jeder. Aber zum Geldverdienen muss man nicht ins Herz der Finsternis. Was es war, das sie immer wieder nach Afrika zog, nach Süd- und Zentralamerika und immer nur in möglichst fragile Staaten, eine Sucht, hatte sie es selbst genannt, und ich fragte lieber nicht nach. Sie wollte nicht in irgendwelche Touri-Länder, sie wollte –

Sie hatte sich vieles, wenn nicht alles selbst erarbeiten müssen, sie hatte keine Zeit gehabt, neben sich zu treten und zu ergründen, ob all dies Erarbeiten wirklich ihrem Wesenskern entsprungen oder ihr nur suggeriert worden war, von etwas Machtvollem, das sie nicht verstand. Ob man selbst nicht nur die Figur war, die ein anderer sich gerade ausdachte oder erträumte, all diese Pubertätsfra-